

oder ähnlichem Kram, denen auch keiner genaue Richtlinien gibt. Die unnötigen Quälereien halten ja an.

*HR:* ... auf anderen Gebieten ...

*Böll:* ... auf anderen Gebieten. Z. B. auf dem politischen Gebiet. Diese Entmündigung der Katholiken, die ich wirklich als solche empfinde. Ein Beispiel hat mir das klargemacht. Das ist eine Anekdote, die ich ausnahmsweise erzähle. Eine Katholikin in meinem Alter freute sich über den Sieg der SPD während der letzten Landtagswahl in Nordrhein-Westfalen, und sagte: „Ich bin froh, daß die gewonnen haben, wählen kann ich sie ja nicht.“ Das war eine Geschichte, die mir ungeheuer eingeschlagen hat. Verstehen Sie, das meine ich, diesen Zwang, den überhaupt kein Katholik auf der Welt versteht. Wenn Sie einen englischen Katholiken fragen, ob er Labour oder Konservative wählen will oder Liberale, dann sagt er, was sind das für Fragen? Das ist eine Entmündigung und eine Quälerei, die fortgesetzt betrieben wird. Die meisten katholischen Jugendlichen werden wahrscheinlich in fünf oder zehn Jahren sagen: Waren die eigentlich verrückt? Deswegen ist die rückwärts gewandte Bitterkeit gar nicht so fehl am Platz, weil sie gleichzeitig in die Zukunft gewendet ist.

*HR:* Aber sind das nicht Schwierigkeiten, die bei jungen Katholiken gar nicht mehr bestehen. Der Katholizismus hat – denken Sie an Konzil und Synode – ja auch in dieser Beziehung eine enorme Entwicklung mitgemacht.

*Böll:* Sicher, aber wie erheblich ist die statistisch? Das interessiert mich. Ich weiß nicht, wie tief diese relative Befreiung vom Zwang zu einer Partei ist. Das ist ja eigentlich eine lächerliche Befreiung. Wir sind ja offenbar sehr bescheiden in puncto Befreiung. Die Projektion der Bit-

terkeit in die Zukunft aus der Vergangenheit und sich dabei selber herauszulassen, halte ich für legitim.

### „Das Gewissen als Christ und als Künstler ist nicht übereinzubringen“

*HR:* Meine Sorge war eigentlich, daß dadurch Vorurteile oder von früheren Generationen erlebte Ängste weitergetragen werden, die eigentlich gar nicht mehr zutreffen.

*Böll:* Das ist natürlich eine Gefahr. Aber die Anlässe dazu bestehen offiziell noch. Wenn auch nicht mehr in der Bevölkerung.

*HR:* Durch Ihr Schreiben, durch das Fixieren und Festklopfen werden sie aber weitergetragen.

*Böll:* Das sollen sie auch.

*HR:* Ist das ein Punkt, wo, wie Sie es einmal formuliert haben, Ihr Gewissen als Christ und als Künstler auseinanderklafft?

*Böll:* Das ist nicht übereinzubringen, nie, nie. Nicht nur das Gewissen als Katholik und Künstler, auch das Gewissen als politisches Wesen und Künstler. Ich bin ja nicht nur Katholik, ich bin auch nicht nur, sagen wir links. Ein Autor hat alles in sich. Ich habe auch eine Zigeunerin in mir, ich habe einen Kapitalisten in mir, ich habe einen strammen CDU-Wähler, natürlich auch einen Kommunisten, vielleicht sogar einen Bischof in mir. Das muß ich haben als Autor. Diese Konflikte bewirken ja Literatur. Eine einseitige und festgelegte sowohl intellektuelle wie politische Existenz kann ein Schriftsteller gar nicht sein. Dieser Konflikt ist permanent mit den verschiedenen Kräften, die ich in mir habe.

## Dokumentation

### „Die Kirche hat die Wirklichkeit Gottes zu bezeugen“

#### Überlegungen eines Bischofs zur seelsorglichen Lage

*Nach seiner Einführung in sein Bischofsamt als Apostolischer Administrator in Erfurt-Meiningen hat Bischof Joachim Wanke unter dem Titel „Der Weg der Kirche in unserem Raum“ auf mehreren Priesterkonferenzen seines Sprengels Ausführungen gemacht, die nicht nur die seelsorglich-religiösen Verhältnisse in der DDR in nüchterner Illusionslosigkeit widerspiegeln, sondern auch im Blick auf die kirchliche Situation in der Bundesrepublik und in den benachbarten mitteleuropäischen Ländern bedenkenswert sind. Wir geben hier Auszüge aus den Ausführungen Bischof Wankes wieder.*

Ein Bischofswechsel ist in der katholischen Kirche sicherlich kein sonderlich einschneidendes Ereignis. Der Bischof tritt ja ein in die ununterbrochene Reihe der Glaubenszeugen vor ihm. Er baut dort weiter, wo andere das Fundament gelegt haben und erntet, wo andere gesät haben. Das Haus der Kirche ist ja nicht auf das Fundament der Bischöfe, sondern der Apostel gebaut, und Christus ist der Schlußstein. Insofern wird, so hoffe und wünsche ich, die Linie der pastoralen Arbeit, wie sie meine Vorgänger gezogen haben, auch nach außen hin erkennbar in die Zukunft weitergehen. Doch ist andererseits nicht zu über-

sehen, daß ein personaler Wechsel auch neue Akzentsetzungen mit sich bringt. So werden gewisse Enttäuschungen nicht ausbleiben, weil unwillkürlich der neue Bischof an seinem Amtsvorgänger gemessen wird. Aber es wird auch das nüchterne Urteil geben, daß jeder eben mit den ihm gegebenen Kräften und Eigenschaften sein Amt auszufüllen hat und daß er so angenommen werden muß ... Wenn ich noch etwas in diesem persönlichen Vorspann sagen darf: Ich betrachte mich, stärker als es bei meinem Vorgänger der Fall sein konnte, meiner gesellschaftlichen Umwelt, also dem konkreten Hier und Heute zugehörig und verpflichtet. Bischof Hugo Aufderbeck konnte sagen: „Auf dieses herrliche Land ist mein Los gefallen“, und wir alle haben es ihm als dem heimatverbundenen Sauerländer abgekauft. Ich kann nur sagen: Dieses Land ist nicht mein Los, sondern es ist meine Heimat. In diesem gesellschaftlichen Umfeld habe ich meine geistige und religiöse Entwicklung erfahren. Und ich spreche sicherlich auch im Namen der im Presbyterium nachwachsenden Mitbrüder: Wir wollen auch hierher gehören, nicht weil wir nicht anders können, sondern weil wir um dieses Landes willen, um seiner Menschen willen einen Weg suchen wollen, um das Evangelium Jesu Christi auf „mitteldeutsch“ zu buchstabieren. Ich bin der Meinung, daß diese Aufgabe noch nicht gelöst ist! Ob wir es schaffen werden, steht in Gottes Hand. Doch gibt es keine dringlichere Aufgabe als diese ...

### „Das gesellschaftliche und private Leben ist weithin religionsfrei“

Es ist eine alte Erfahrung: Hinterher weiß es jeder besser. Aber die jeweilige Gegenwart, den Augenblick zu deuten, ist eine schwierige Kunst. Ich möchte drei Faktoren nennen, die ich für unsere augenblickliche pastorale Situation für wichtig halte, weil sie uns tiefgreifend beeinflussen. Ich möchte aufmerksam machen zunächst auf den anhaltenden und umfassenden *Ausfall Gottes bzw. von Transzendenz* für unsere Gläubigen und für die Menschen insgesamt. Ich halte es für unzureichend, unsere Situation nur mit Diasporasituation zu umschreiben, wie es die Dresdener Synode getan hat, aber auch der letzte Hirtenbrief der Bischöfe. Diaspora erweckt den Eindruck, als ob die Kirche nur unter Andersgläubigen existieren müßte. Wir haben vielmehr unsere Situation zu definieren als „Kirche in einer säkularisierten, materialistischen Umwelt“. Säkularisiert heißt, das gesellschaftliche und private Leben ist weithin religionsfrei. Materialistisch heißt: Es wird eine theoretische, materialistische und atheistische Weltanschauung aktiv propagiert und weithin auch praktisch von der Mehrzahl der Menschen gelebt. Wir müssen uns darüber im klaren sein, daß dies eine für die Kirche wirklich neue Situation ist. Der „Ausfall“ Gottes ist radikal und die ganze Breite des Lebens abdeckend. Eine größere Profanität als das Leben in einem VEB-Betrieb bzw. in einem Neubaublock in unseren Trabantenstädten ist kaum vorstellbar ...

Die von mir vorgeschlagene Formel an „Kirche in säkularisierter, materialistischer Umwelt“ setzt sich bewußt ab von der Formel unserer evangelischen Mitbrüder: „Kirche im Sozialismus“. Zum einen ist der Begriff Sozialismus sehr vage ... Zum anderen ist unsere Situation nicht allein von dem politischen Atheismus geprägt. Was uns gefährdet, ist der praktische Materialismus als Folge (oder Ermöglichung?) eines theoretischen Materialismus. Hier liegt die eigentliche Gefahr für die Kirche ... Unsere Pastoral hat diese veränderte geistige Situation der Menschen ganz ernst in den Blick zu nehmen.

Ein weiteres Spezifikum unserer Situation möchte ich nennen: *Schwindende Widerstandskraft des Einzelnen*, auch der Einzelfamilie oder der Kleingruppen gegenüber einer übermächtigen Umwelt. Wir erleben das Phänomen m. E. zur Zeit ganz beschleunigt auf unseren Dörfern und Pfarrkuratien. Die einzelne Familie, der einzelne katholische Partner einer Ehe, das einzelne katholische Kind, für das wir viele Kilometer Auto fahren, sie können sich nicht in der atheistisch, materialistisch geprägten Umwelt halten. Wenn ich einmal unsere katholischen Gebiete ausnehme: Ich bin kein Unheilsprophet, wenn ich sage, es wird in wenigen Jahren kaum noch katholische Dorfbewohner geben. Und umgekehrt gilt: Es ist jedem, der seinen katholischen Glauben bewahren und weitergeben will, dringend zu raten, in eine Stadt zu ziehen. In der Stadt ist am ehesten dank einer lebendigen Gemeinde für den Glauben eine Chance gegeben.

### „Die Menschen werden durch die Arbeits- und Freizeitwelt zunehmend besetzt“

Doch umfaßt das Schlagwort „mangelnde Widerstandskraft des einzelnen“ noch weitere Phänomene.

- Es ist eine Tatsache, daß die jüngere Generation in Konfliktfällen *nicht mehr so belastbar* ist wie die ältere Generation. Das gilt nicht nur im allgemeinen, sondern auch insbesondere für den priesterlichen Beruf! Es gibt immer seltener das berühmte „Stehvermögen“ des einzelnen, die Kraft zu einer alternativen Existenz, z. B. in Konsumfragen, in der Frage der Berufstätigkeit der Frau, des Freizeitverhaltens usw.
- Die modernen Neubauwohnungen fördern einerseits die *Entindividualisierung* des einzelnen (jede Familie hat die Schrankwand an der gleichen Stelle!), andererseits fördern sie eine erschreckende *Isolierung* der einzelnen, die sich nicht mehr solidarisieren können. Um so leichter werden sie Opfer vorgegebener oder bewußt gesteuerter Zwänge.
- Das gesellschaftliche Umfeld regt so *Konformismus und Phantasielosigkeit* an. „Herr Pfarrer, das kann ich mir doch nicht leisten ...!“ Das ist eine echte und meist begründete Klage. Oder: „Da kann man doch ohnehin nichts machen!“ Das ist ein durchgängiger Tenor in Gesellschaft und Kirche. Auch das ist ein Ausdruck der stärker werdenden Ohnmacht des einzelnen ...

Ein drittes Phänomen sei genannt: Die Menschen werden *durch die Arbeits- und Freizeitwelt zunehmend „besetzt“*. Es gibt eine wachsende Besetztheit („Besessenheit“) der Menschen durch Arbeit, eine Art „Beschäftigungsmanie“. Niemand hat mehr Zeit! Der Bischof hat keine Zeit, der Pfarrer ist nur am Mittwoch zu sprechen, der Vater muß am Feierabend in die zweite Schicht, die Frau hat das Fernstudium zu absolvieren (Frauenförderungsplan!), der Junge muß zum Sport, und die Rentner bleiben noch im Arbeitsprozeß, bis sie tot umfallen. Wo findet sich noch der berühmte „rüstige Rentner“, auf den das Bischöfliche Amt so gern rekurriert?

Was ist das für ein Phänomen? M.E. haben wir es hier schon mit *Folgeerscheinungen des Sinnverlustes in der modernen Industriegesellschaft* zu tun. Hier wird offensichtlich etwas „überspielt“! Doch ich will mit Diagnosen vorsichtig sein. Ich bin kein Soziologe und kein Kulturphilosoph. Doch das Symptom ist eindeutig: Nicht der Mensch hat die Arbeit bzw. die Freizeit, sondern diese haben ihn! Ich möchte die sogenannte „Freizeit“ hier ausdrücklich mit einbeziehen. Denn es gibt keine Zeit, die noch dichter mit Arbeit und Leistung gefüllt ist wie der Feierabend. Auch der Urlaub, die Erholung, ist heute mehr und mehr Arbeit, sie steht unter Leistungsdruck und Erfolgszwang. Ich muß mich in meiner Erholung und in meinem Urlaub als den anderen ebenbürtig ausweisen usw. „Ich habe keine Zeit“ – diese Klage wird zu einer Zeitcharakteristik. Unsere gesellschaftlichen Bedingungen fördern diese Besetztheit des Menschen, ja wollen sie zum Teil bewußt. Es soll keiner zur Ruhe kommen. Ein Plan, ein Wettbewerb jagt den anderen usw. Hier hat die neue Enzyklika des Papstes über die menschliche Arbeit uns einiges zu sagen. Ich halte die Hektik, die „Beschäftigungsmanie“, vor der auch die Kirche nicht verschont ist, für ein bedeutsames pastorales Phänomen, vor dem wir nicht die Augen verschließen dürfen.

Ich möchte diese Beobachtungen einmal auf unsere kirchliche Situation ausweiten. Wir haben heute den Tatsachen ins Auge zu sehen, daß die qualifizierten Mitarbeiter in der Seelsorge bei gleichzeitig zunehmender Ausweitung und Differenzierung der pastoralen Aktivitäten abnehmen. Wir haben uns also darauf einzurichten, nicht nur in Zukunft weniger Priester für unser Gebiet zur Verfügung zu haben, sondern auch weniger Seelsorgehelferinnen und andere hauptamtliche Mitarbeiter. Was besonders schwer wiegt: Die heutige pastorale Situation erfordert bei allen Mitarbeitern eine hohe „Frustrationstoleranz“. Damit meine ich die Fähigkeit, trotz enormen qualitativen wie quantitativen Einsatzes sich mit minimalen Ergebnissen abfinden zu können.

Es ist sicherlich kein Geheimnis: Die seelsorgliche Arbeit ist differenzierter geworden. Sie erfordert stärkere Vorbereitung und intensivere Reflexion. Ich nenne nur einzelnes, was für uns neu ist: Taufgespräch, Bemühungen um Familiengruppen, intensive Ehevorbereitung, religiöse Kinderwochen, Bildungsarbeit für spezifische Berufsgruppen in der Pfarrei und in den Bildungshäusern, kate-

chetische Arbeit für die Kinder mit Erwachsenen und anderes mehr. Dazu kommt angesichts der schwierigen äußeren Bedingungen eine starke Belastung durch die Sorge um die Erhaltung der Pfarrhäuser, der Kirchen und anderer kirchlicher Gebäude, eine Sorge, die früher ohne Zweifel einfacher zu tragen war.

Diese Anforderungen können müde und mutlos machen. „Was die nicht alles von mir wollen ...!“ Und je mehr gewollt und vorgeschlagen wird vom Bischof, vom Seelsorgeamt, vom Pastoralreferenten, vom Dekanatsrat ..., desto leichter ist es abzuschalten und aus der Überforderung heraus auch den Mut zu einzelnen Schritten zu verlieren. Es gilt also wohl auch für uns: Wir sind „besetzt“. Wir haben keine Zeit ...

### **„Das christologische Kerygma ist in eine umfassende Bezeugung Gottes einzuordnen“**

Theologischer und pastoraler Erkenntnisfortschritt kommt stets von zwei Polen her, aus dem Blick auf die Situation und gleichzeitig aus dem Nachdenken über das uns anvertraute Evangelium. Was ist die Mitte unseres Auftrags als Kirche hier und heute?

Die eingangs beschriebene säkularisierte Grundbefindlichkeit unserer Gesellschaft macht eine Aufgabe notwendig, der sich bisher die Kirche noch nicht so konfrontiert sah. *Die Kirche hat die Existenz und die Wirklichkeit Gottes zu bezeugen.*

Man könnte mit unserer Situation die Zeit der frühen Kirche vergleichen, als das Evangelium aus dem Raum des Judentums in die Welt des Hellenismus übertragen wurde. Im jüdischen Denken war die Existenz Gottes fraglos und selbstverständlich. Die apostolische Predigt konnte sofort mit der christologischen Verkündigung einsetzen: Jesus Christus ist der letzte, eschatologische Bote Gottes. Im hellenistischen Raum dagegen mußte dieser christologischen Botschaft erst die monotheistische Predigt vorangestellt werden. So kann Paulus die Thessalonicher daran erinnern, daß „ihr euch von den Götzen zu Gott bekehrt habt, um dem lebendigen und wahren Gott zu dienen“, und dann erst kommt der christologische Artikel: „Und seinen Sohn vom Himmel her zu erwarten, Jesus ...“ usw. (1 Thess. 1, 9).

Ich meine, daß die Kirche heute in ein neues epochales Lebens- und Weltgefühl eingetreten ist, in den Säkularismus, der vom Atheismus wohl zu unterscheiden ist. Gott bzw. Transzendenz werden nicht nur geleugnet, sondern kommen überhaupt nicht vor, und zwar nicht nur offiziell, sondern praktisch und für den einzelnen fraglos und selbstverständlich ... *Darum ist heute das christologische Kerygma in die umfassende Bezeugung der Wirklichkeit Gottes einzuordnen.* Hier deutet sich übrigens eine in Zukunft noch dringlicher werdende gemeinsame Aufgabe aller großen Weltreligionen angesichts des beschriebenen Säkularismus an. Man kann nicht mit dem Evangelium bei den Menschen „landen“, denen jedwede Transzendenzzer-

fahrung fehlt. Genau hier liegt m. E. ein Grundproblem unserer Verkündigung. Die Sätze des christlichen Glaubens werden als Ideologie erfahren, weil sie nicht mehr an authentische Gottes- bzw. Transzendenzerfahrungen anknüpfen können. Für den Menschen in einer säkularisierten Umwelt ist die religiöse bzw. dann auch die christliche Rede so fremd wie normalerweise Chinesisch für den mitteleuropäischen Zeitgenossen. Ich formuliere das einmal so hart, damit wir uns von der radikalen Profanität unserer gesellschaftlichen Wirklichkeit schockieren lassen. Hier sollten wir uns vor Augen halten, welcher Spannung unsere Gläubigen tagtäglich ausgesetzt sind, auch wenn sie das nicht so artikulieren können. In unseren Pfarrhäusern und in den normalen, gesunden Alltag einer Gemeindegemeinschaft merken wir das häufig nicht so sehr ...

### „Die Verkündigung der Kirche hat letztlich ein utopisches Ziel“

Die Verkündigung der Kirche hat letztlich ein utopisches Ziel, das aber im Blick auf Gottes neuschaffendes Handeln am Ende der Zeiten, also nicht im Blick auf unsere Kräfte und Möglichkeiten, für ganz realistisch zu halten ist. Die Kirche lädt die Menschen ein, schon hier und heute in den durch Christus und das Wirken des Heiligen Geistes ermöglichten „Raum brüderlicher Solidarität“ einzutreten, der Gottes endzeitliches Reich vorwegnehmen möchte. Das Zweite Vatikanische Konzil hat das Selbstverständnis der Kirche so definiert: „Kirche als Sakrament und Instrument des Heiles.“ Ich ersetze das Wort „Heil“: „Kirche als Sakrament und Instrument einer im Geist Gottes solidarischen Menschheitsfamilie.“

Damit ist zunächst einmal gesagt: Kirche ist nicht Selbstzweck. Auch die Kirche hier bei uns ist nicht um ihrer selbst willen da. Sie ist da um einer Aufgabe willen, wenn sie diese nicht erfüllt, dann ist sie wie eine Trompete, die keinen Ton mehr aus sich entläßt. Man kann sie putzen und im Futteral verwahren, aber sie weckt keinen mehr auf. Wir brauchen für unsere pastorale Arbeit ein allen Einzelaktionen und Programmen voranleuchtendes utopisches Zukunftsbild. Allein von solchen visionären Entwürfen her kann es zu neuen Aufbrüchen in der Geschichte der Menschheit kommen ... Das Bild von einer durch Christus im Heiligen Geist solidarisierten Menschheitsfamilie kann wie ein Leuchtzeichen sein, das uns die innerste Richtung aller kirchlichen Aktivitäten angeben kann.

Gottes Menschenliebe sucht den Menschen, nicht nur den einzelnen, sondern die Menschheit insgesamt. Die Kirche muß sich verstehen als Instrument, das die Menschen auf die kommende Solidarisierung im Reiche Gottes vorbereiten will.

Dem ist aber sofort ein drittes hinzuzufügen: Vom Christusmysterium her sind wir belehrt, daß es nur *eine* Weise gibt, wie die Kirche ihre heilsinstrumentale Funktion erfüllen kann: Sie hat sich der gekreuzigten Liebe Jesu Christi gleichförmig zu machen. Diese Formel fängt wohl am

glücklichsten ein, daß der tragende Grund unseres Heiles auf einer aktiv-passiven Liebeszuwendung aufruht, also auf einer tätigen und erleidenden Liebe, die in den Augen der Welt töricht ist ...

Es ist nicht die Aufgabe der Kirche, „Entwicklungshilfe“ im weitesten Sinn in den vielfältigen Nöten der Welt und der Menschen zu leisten. Wenn die Kirche „Sakrament und Instrument des Heiles“ sein will, also zu einer in Gott versöhnten, solidarisierten Menschheit hinführen will, dann kann sie das nur in der Art Christi. Sie muß mit ihm an das Kreuz. Das ist schrecklich, aber auch tröstlich zugleich. Schrecklich, weil von wohl keinem von uns von Natur aus es leicht fällt, sich verbrauchen zu lassen, ohne nach sich selbst zu fragen ...

Aber die Kreuzesgemeinschaft mit dem Herrn ist auch tröstlich. Hinter dem Kreuz steht das Osterwissen der Kirche. Die Kirche kann darum mit Gelassenheit Wege der Selbstaufgabe beschreiten. Das Spitzenmodell ist sicher das Martyrium. In Abstufungen wird es aber nahezu heute von jedem verlangt. Es leben unter uns viele confessores! Und Bekenntum ist für jede „vernünftige“ Überlegung eine Torheit, also Kreuzesnachfolge.

Ich möchte freilich auch nicht die andere Seite der nachgelebten Liebe Christi, die aktive, drängende, positiv aufbauende Art der Liebe Christi verdunkeln. Jesus Christus hatte auch ein pastorales Programm, er sandte Jünger zur Mithilfe aus, er warb und suchte den konkreten Menschen, er holte ihn aus seiner Welt ab usw. Aber diese aktive Liebe des Herrn war von einer passiven Leidensbereitschaft umfassen, die eben die andere grundlegende Form seiner Liebe zu uns ist ...

### „Das säkularisierte Weltgefühl verlangt von uns eine Umstellung in unserer seelsorglichen Strategie“

Wir haben auf die Mitte unseres Auftrages geschaut. Vor uns steht die Notwendigkeit einer überzeugenden, authentischen Rede von Gott (im weitesten Sinn). Die Kirche soll eine utopische Vision bezeugen und vorwegnehmend leben: Die Vision der durch Christus im Heiligen Geist geeinten Menschheit ...

Wir wollen uns nun fragen, ob und wie diese zentralen Aufgaben unseren pastoralen Weg bestimmen können. Das säkularisierte Lebens- und Weltgefühl unserer Zeit, der Ausfall der Wirklichkeit Gottes im praktischen Leben des einzelnen und der Gesellschaft erfordert von uns eine Umstellung in unserer seelsorglichen Strategie. Was heißt das?

Unsere Seelsorge darf nicht mit Selbstverständlichkeit voraussetzen, daß jedermann weiß, wer Gott ist. Oder anders gesagt: daß das Leben einen Sinn haben muß. Sicherlich dürfen wir hoffen, daß die Frage nach Gott im Menschen nicht völlig verschüttet wird. Aber wir haben damit zu rechnen, daß die Adressaten unserer Verkündigung so

ratlos vor unseren christlichen Sätzen und Forderungen stehen wie Höhlenbewohner, denen wir Sonnenbrillen verkaufen wollen. Sie halten die Sonnenbrillen höflich, aber ratlos in den Händen. Sie wissen nicht, wozu sie die eigentlich brauchen. Ohne Bild gesprochen: Wir konfrontieren z. B. die jungen Leute in der Ehe mit christlichen Wertvorstellungen, aber sie sind oft nicht fähig, diese Werte bzw. Normen zu den ihrigen zu machen, weil sich für sie keine Erfahrungen damit verbinden. Wie anders und intensiver kann man dagegen z. B. mit Geschiedenen seelsorglich reden. Oder um ein anderes Beispiel zu nennen: Wir erinnern immer wieder an das Gebet, wir ermahnen dazu, aber wir lassen die gutwillig Anfangenden mit ihren ersten negativen Erfahrungen allein ...

Was ich sagen möchte ist dies: Wir Priester müßten stärker zu *Männern einer geistlichen Erfahrung* werden, die innerhalb des Raumes dieser säkularisierten Welt authentisch und überzeugend in die Welt Gottes einzuführen vermögen, und zwar nicht nur Ordensschwwestern (obgleich diese oft sehr schlimm mit ihren Nöten allein bleiben), sondern den sogenannten „normalen“ Bürger, der in einem sozialistischen Betrieb arbeitet, dessen Frau berufstätig ist, der zwei Kinder hat, der eine Weiterbildung mitmacht, der zu Hause im Haushalt helfen muß usw. Kurz: Wir brauchen eine Mystagogie für unsere Gemeindemitglieder, die deren spezifische Erfahrungen mit dieser säkularisierten Welt in das Glaubensleben einzubauen vermag. Nein, nicht nur einzubauen – das klingt zu sehr nach wegretuschieren und wegdiskutieren –, es gilt vielmehr, daß wir solche Alltagserfahrungen zum *Ausgangspunkt* für Wege zur Transzendenz zu machen vermögen ...

Karl Rahner hat einmal geäußert, es sollte in der Kirche keiner Bischof werden, der nicht schon mindestens zwei Atheisten bekehrt hätte. Ich weiß nicht, ob ich dann nicht doch lieber hätte Dozent bleiben sollen, aber auch als Dozent kann ich nur das lehren, was ich glaubhaft und authentisch ändern vermitteln kann. Ich möchte das Presbyterium ermutigen, innerhalb der vielen seelsorglichen Aufgaben sich das Gespür dafür zu bewahren, daß es manchmal wichtiger ist, einem einzigen Heiden nachzugehen, als einen frommen Familienkreis zu betreuen. Warum? Weil dieser einzelne Heide mich zwingt, mit meiner Gotteserfahrung so radikal und nackt herauszurücken, daß es für mich zu einem heilsamen Schock kommen kann; weil dieser Heide mich zwingt, meinen Glauben ohne dogmatische Begriffe zu formulieren, weil eine solche Konfrontation mit dem Ungläubigen mir mehr Hilfe und Anregung gibt für meine „normale“ Verkündigung an die Sonntagsgemeinde als alle Predigtbücher zusammen ...

Als zweites durchgehendes Phänomen in unserer Situation hatten wir von der zunehmenden Ohnmacht bzw. der fehlenden Widerstandskraft des einzelnen gesprochen. Wir hatten uns als Kontrastbild die Utopie der in Christus solidarisierten Menschheit vor Augen gestellt, das eschatologische Ziel, auf das alle geschichtliche Entwicklung zudrängt, bis Gott einmal in der *communio*

*sanctorum* dem Sinn der Welt- und Universumsgeschichte als ganzer enthüllt wird.

### „Die Pastoral muß etwas von der großen Utopie des Gottesreiches erkennen lassen“

Unsere Pastoral muß etwas von der großen Utopie des Gottesreiches erkennen lassen. Ich bin der Meinung, daß unsere Zeit für diesen Grundimpuls der christlichen Verkündigung ein besonderes Ohr hat. Der christliche Glaube an den Gott, dessen Advent am Ende aller unserer Wege steht, ist m. E. die einzige Kraft in dieser Welt, die unseren Lebensoptimismus vor illusionären Selbsttäuschungen bewahren kann, aber auch vor anderen schlimmen Verkürzungen, etwa der Illusion, als ob der erhöhte Konsum uns rettet oder die in Exzeß getriebene Freiheit des einzelnen. Unser auf das Eschaton ausgerichteter Glaube kann uns aber auch vor der Resignation bewahren, in die so viele Gutmeinende heute verfallen. Und mit diesen Stichworten haben wir letztlich die großen zeitgenössischen Lebenshäresien angesprochen. Der christliche Glaube bleibt optimistisch und zugleich realistisch, weil er uns lehrt, nicht auf uns selbst zu hoffen. Ich bin der Ansicht, daß wir die Bedeutung der christlichen Eschatologie angesichts einer zwischen Fortschrittsglaube und Resignation hin- und herschwankenden Welt noch neu entdecken werden. Unsere pastorale Arbeit muß angesichts dieser geistigen Situation eine bestimmte Kontur erhalten, die durchgängig alle Aktivitäten prägen und durchformen sollte. Vielleicht ließe sich dieser *durchgängige Grundimpuls der Seelsorge* in das Schlagwort: „*Solidarisierung*“ einfangen. Unsere Seelsorge, das kirchliche Tun muß zur Solidarisierung der Menschen untereinander führen. Zunächst einmal innerhalb der Gemeinde, in den Familien, zwischen Eltern und Kindern, zwischen den Familienkreisen und Gruppen, zwischen unterschiedlichen Personalgemeinden und geistlichen Familien ...

Doch es geht auch um Solidarisierung über den Raum der Gemeinde hinaus. Und damit sind wir bei dem, was der neue pastorale Impuls „Den anderen suchen – Gottes Ja gilt allen Menschen“ sagen will. Es geht um Solidarisierung zwischen den noch getrennten Kirchen und Gemeinden, zwischen den Christen und Nichtchristen, zwischen den Kirchen und den außerchristlichen Wirklichkeiten bis hin zum Abbau von Klassen-, Rassen- und Besitzschranken im weitesten Sinn. Unser Einsatz als Kirche muß mehr noch als bisher das Signum der Solidarisierung mit den Ohnmächtigen und Schwachen erhalten ...

Ich spreche einmal ganz undifferenziert: Jede seelsorgliche Aktivität, die Menschen zusammenführt, sie zur Solidarität mit anderen befähigt, sie zur Verantwortlichkeit ermutigt gegenüber anderen, ist einer Seelsorge vorzuziehen, die den einzelnen nur als Objekt der religiösen Betreuung ansieht. Noch deutlicher: Jede um sich selbst kreisende Seelsorge, die den Verdacht erweckt, es soll nur ein kirchlicher Betrieb aufrechterhalten werden, verliert von

selbst an Gewicht, eben weil sie nicht mehr von der Vision der in Christus geeinten Menschheit (nicht nur Kirche!) erfaßt ist.

Auch unsere Sorge um die liturgischen Feiern wie auch um solch ausgesprochene „fromme“ Veranstaltungen wie Exerzitien, Missionen, Einkehrtage, wo es scheinbar nur um Gott und meine Seele geht, sollten erkennbar und spürbar für das Anliegen einer immer größeren Solidarisation öffnen. Hier erschließen sich wie von selbst Motivationen, die ich sonst mühsam mit Kirchengeboten oder dergleichen abstützen müßte. Das Sonntagsgebot etwa wird plausibel, wenn der einzelne merkt, daß sein Lebenszeugnis für die anderen eine Stütze ist. Das Engagement in der Gemeinde wird fraglos, wenn es von der Erfahrung getragen wird, daß gemeinsames Tun etwas bewirkt und verändert usw. ...

Umgekehrt aber müssen Begriffe wie „Zuwendung zum anderen“, „Barmherzigkeit mit den Schwachen und Hilflosen“, „fraglose Solidarität mit den Recht- und Schutzlosen“, „Versöhnungsbereitschaft mit Anstiftung zum Frieden“ für unsere Gläubigen den Geruch des Moralischen verlieren, „moralisch“ in dem Sinn, als ob dies alles nur Zutaten zum Eigentlichen seien. „*Es gibt kein Heil für mich allein.*“ Dieser Satz muß uns tief in die Seele einbrennen. Es gibt nur Heil für mich und den Menschenbruder neben mir. Also nicht „Rette Deine Seele“, sondern „Rette Deinen Bruder und Du rettetest Dich“. Die Nächstenliebe ist nicht unser Hobby, sondern sie ist die rettende Planke, auf der wir uns vor uns selbst retten.

## „Unsere Kirche muß eine Kirche der ‚Karriere nach unten‘ sein“

Als letztes hatten wir auf die zunehmende „Besetztheit“ des heutigen Menschen hingewiesen, auf die jede Ruhe und Besinnung tötende Beschäftigungsmanie, die letztlich wohl ein Ausdruck der Flucht vor Gott oder auch der inneren geistigen und geistlichen Leere ist. Wir haben keine Zeit, weil wir von uns selbst besetzt sind. Wir haben gesehen: Jesu erlösendes Tun besteht in seiner aktiv-passiven Liebeshingabe. Und allein darin kann die Kirche, wenn sie sich überhaupt als eine soteriologische Größe betrachtet, ihrem Herrn nachfolgen.

Was heißt das für unsere konkrete Arbeit? Auch hier sollte ein Schlagwort das bündeln, was im einzelnen hinein zu entfalten wäre. Unsere Kirche muß eine dienende Kirche sein, eine Kirche der „Karriere nach unten“ (H. Schürmann), eine Kirche des Loslassen-Könnens oder besser noch: eine Kirche der Selbstentäußerung. Könnten wir den bekannten Philipper-Hymnus auch auf die Kirche anwenden? „Die Kirche entäußerte sich und wurde wie ein Diener. Sie erniedrigte sich und war gehorsam bis zur Selbstaufgabe.“ Das klingt sehr pathetisch, aber es bleibt dennoch der einzige Weg, der uns tatsächlich bedeutsam und wichtig macht.

Meinen wir wirklich, mit unseren klugen menschlichen

Überlegungen, Dispositionen, Strukturen und Gremien dem Evangelium nur um ein Deut mehr auf die Sprünge helfen zu können? Sicherlich, Gott will sich durch uns bezeugen lassen. Aber eben nicht als der Gott der Griechen und der Philosophen, nicht als die gloriose Überhöhung dieser Weltwirklichkeit, der man Weihrauch streuen oder Menschen opfern muß. Er will sich bezeugen lassen als der Gott, der das Kleine und Geringe sucht, der sich herabbeugt in den Staub, der so sehr liebt, daß er sich lächerlich macht, kurz: Er will sich bezeugen lassen als der Gott Jesu Christi.

Ich meine, damit ist unserer pastoralen Arbeit einmal ein gewaltiger Druck von der Seele genommen. Wir brauchen nicht so zu tun, als ob Gott auf unsere pastoralen Programme und Aktionen angewiesen wäre, um bei den Menschen anzukommen. Gott hat tausend Wege, um das Menschenherz umzukrempeln. Wenn wir aber nun einmal unbegreiflicherweise Handlanger dieses Gottes geworden sind, dann kommt für uns nur *Gottes* Missionsmethode in Frage: Zur Liebe anzustecken durch Liebe. Oder anders gesagt: zu dienen, um zu heilen; oder wieder anders: zu sterben, um zu erlösen.

Sagen wir diese Dinge einmal konkret:

- Jede Gemeinde sollte ihre „Vinzenz- bzw. Elisabethgruppe“ alten Stils, also mit laikaler Eigeninitiative haben, die nur in neuer Weise Aufgaben suchen und verteilen.
- Personalgemeinden, Kolpingsfamilien, geistliche Elitegruppen haben nur Existenzberechtigung, wenn sie ein diakonales Zeugnis nach außen geben.
- Familienkreise, die nicht auf Dauer einen praktischen Dienst in oder außerhalb der Gemeinde übernehmen, sollten wir auflösen.
- „Bibelkreise“ oder Meditationsgruppen sollten Christus nicht nur in der Schrift begegnen, sondern auch in Altenheimen oder im Dienst an Behinderten.
- Ein Pfarrhaus, das nicht für die Nachbarschaft als Zufluchtsort in allen Bedrängnissen des Lebens offen ist, verdient nicht den Namen Pfarrhaus.
- Gemeinden, die die ihnen zukommenden caritativen Aufgaben an Einrichtungen, Ordensschwwestern oder die Diözesancaritas delegieren, bedecken damit nur notdürftig ihre eigene Blöße. Es muß natürlich eine Caritas geben, die Gemeinschaftsaufgaben übernimmt, doch kann die Caritas nicht unser aller Aufgabe ersetzen zu fragen, wie unsere Gemeinden samt ihren kleinen Außenstationen Bruderschaften im Heiligen Geist werden können.
- Und schließlich: Es sollte keinen von uns geben, der nicht irgendwo eine Stelle hat, wo er sich hinkniet und jemandem die Füße wäscht. Ich bin überzeugt, jeder von uns hat da genügend Angebote ...

Die Kirche in einer säkularisierten Umwelt hat den grundlegenden Auftrag, Gott zu bezeugen. Für unsere Gesellschaft, die lange nicht mehr aus abgefallenen Christen, sondern aus ungetauften, blanken Heiden besteht, wächst die Offenheit für Transzendenzerfahrung, für

*authentisches, glaubhaftes Reden von Gott.* Werden wir Seelsorger dieser säkularisierten Jugend geistliche Erfahrungen vermitteln können? Das halte ich für eine Schlüsselfrage unserer Seelsorge.

Wir sahen, daß der einzelne immer hilfloser dem Druck anonymer Mächte ausgesetzt ist. Es gibt einen Zwang zur Anpassung, der alles Personale verschlingt ins Kollektive hinein. Das Evangelium eröffnet uns dagegen die Vision der Bruderschaft der Erlösten im Heiligen Geist. Ob „Solidarisierung“ eine pastorale Parole sein kann, die dem Evangelium neu Gehör verschafft? Die Kirche sollte der Ort sein, wo der einzelne aufatmen kann in einer Gemeinschaft, die jedem zu ihrem Recht verhilft, eben weil jeder

Solidarität erfährt, der Behinderte ebenso wie die Geschiedene, das Kind ebenso wie der nicht produktive Rentner, der nicht angepaßte Jugendliche ebenso wie der Suchtkranke usw.

Und schließlich: Der Weg, der aus der Besetztheit des Menschen durch den Menschen, aus dieser merkwürdigen, unerlösten Ruhelosigkeit und Schaffensmanie herausführt, ist allein der Weg Jesu Christi: die Bereitschaft zu dienen bis hin zur Selbstaufgabe. Die evangelische Kirche definiert sich als „Zeugnis- und Dienstgemeinschaft“, eine an sich glückliche Formulierung. Was wirklich Zeugnis gibt, ist nicht unsere Perfektion, unser gut eingespielter Apparat, unsere glänzende Selbstdarstellung ...

## Themen und Meinungen im Blickpunkt

### „Der Mensch ist Transzendenz“

#### Aus einer Vorlesungsreihe der Salzburger Hochschulwochen

*Unter dem Titel „Was ist der Mensch?“ hielt Professor Emmerich Coreth SJ (Innsbruck) eine vielbeachtete philosophische Vorlesungsreihe bei den diesjährigen Salzburger Hochschulwochen (vom 16. 7. bis 7. 8., Thema: „Mensch werden – Mensch sein“). Von den drei Vorlesungstexten (Die Frage nach dem Menschen, Die Freiheit des Menschen, Die Transzendenz des Menschen) dokumentieren wir den letzten in leicht gekürzter Fassung. Kernpunkt der Ausführungen Coreths ist der Aufweis von Transzendenz als eine konstitutive Urerfahrung des Menschseins und deren innerer, nicht auflösbarer Zusammenhang mit der Gottesfrage. Der volle Text erscheint im Berichtsband der Salzburger Hochschulwochen.*

#### 1. Begriff und Struktur der Transzendenz

Wenn wir von Transzendenz sprechen, müssen wir uns zuvor darüber verständigen, was wir damit meinen, um nicht im Nebulösen zu verbleiben, auch nicht in einer vagen Sehnsucht des Gefühls nach „Transzendenzenerfahrung“, wie sie heute vielfach im Gang ist und oft recht unverbindlich feilgeboten wird ...

Um einen Zugang zum Problem der Transzendenz in ihrem vollen Sinn zu gewinnen, gehen wir von einfachen, fast selbstverständlichen Erfahrungen aus. Wir gehen immer und überall aus uns hinaus, übersteigen uns selbst, um aber zu uns zurückzukehren und in diesem dialektisch kreisenden Geschehen uns selbst zu verwirklichen. Das gilt schon von der Erkenntnis: Nur wenn ich aus mir selbst hinausgehe, mich öffne für die Wirklichkeit, wenn ich sie „seinlasse“, mich auf sie „einlasse“, sie zu erfassen und zu verstehen suche, nehme ich sie in mich selbst herein, in

den gelichteten Innenraum meines Bewußtseins; sie wird darin präsent und bildet meine Erkenntnis- und Verstandniswelt.

Das gilt erst recht in allem Streben und Wollen und Handeln, also vom aktiven Verhalten zur Welt. Die eigenen Pläne und Ziele, Entwürfe und Entschlüsse suche ich in der Welt außer mir zu verwirklichen; ich vergegenständliche sie durch meine Tat im Werk, das ich in der vorgegebenen, mich übersteigenden Wirklichkeit vollbringe. Gerade im Eingehen auf sachliche Aufgaben, im Einsatz für Ziele und Werte verwirkliche ich mich selbst, und soll daraus werden, was ich eigentlich bin.

Eine derart transzendente oder transitive Struktur ist auch und besonders dem *interpersonalen Bezug*, dem Verhältnis von Mensch zu Mensch eigen, dort, wo es um den unbedingten Personwert des anderen geht, den ich nicht um meinetwillen, sondern schlechthin um seinetwillen zu bejahen und anzuerkennen, mit entsprechend menschlich-personalem Verhalten des Daseins für den anderen zu beantworten habe. Wenn es auch im Vollzug solchen Verhaltens nicht um mich, sondern um den anderen geht, so verwirkliche ich darin doch in mir selbst menschlich-sittliche Werte; ich verwirkliche mich selbst in Freiheit zu dem, was ich aus meinem Wesen eigentlich bin und sein soll.

Schon hier, im menschlichen Erfahrungsraum, zeigt sich eine derart transitive Struktur, ein wesentlich mich selbst und meinen (immanenten) Selbstbezug durchbrechendes, mich (transzendent) überschreitendes Geschehen, das wir als relative oder horizontale Transzendenz bezeichnen können, relativ deshalb, weil sie auf immer noch bedingte und begrenzte Werte, auf endlich Seiendes, noch nicht auf ein höchstes und unbedingtes, in diesem Sinn absolu-